

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 283.

Samstag, 4. Dezember.

1915.

(81. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebele Riß.

Dina hörte eines Morgens zu ihrem Erstaunen aus dem Bureau ihres Mannes Geigentöne. Erst schüchtern, als stünne er an dem Instrument herum, dann klang der volle Zauber seines Spiels durch das Haus.

Das war freilich noch nie vorgekommen, und wäre Dina allein gewesen, würde sie hinübergegangen sein. Aber Katrin Sülte war gerade bei ihr und packte mit ihr den Koffer; sie wollte morgen nach Frankfurt fahren, zu Ottos Hochzeit.

Katrin Sülte horchte hoch auf und vergaß ganz das Packen. „Mitten in der Sprechstunde?!“ sagte sie gebrüllt, als reute es sie, den Mund geöffnet zu haben.

Dina wandte sich, und nahm eine weißseidene Bluse aus dem Schrank. Dann nach einigem Überlegen: „Es ist wohl stille Zeit im Bureau, die Saison hat noch nicht richtig eingesetzt.“

„Ja, sehr still soll's sein, und wir haben doch schon November. Richter sagte gestern, es kämen zwei, drei Leute den Tag über, sie würden schon alle ganz die vom Nichtstun.“

„So? Na, Katrin, darüber wollen wir uns nicht die Köpfe zerbrechen; in ein paar Wochen wird Richter sein Fett wieder los sein. Es sind ja eigentlich noch Ferien! — Wegen Sie nur die Blusen lieber alle in den Pappkarton, der Koffer wird schon übervoll — so, die blaue oben auf, bitte . . .“

„Ja, gnädiges Frauchen, so liegen sie ganz lose. — Das hab' ich ja dem Richter auch gesagt, das von seinem Fett.“

„Na also.“

„Aber, so wie er so is, er muß recht behalten und das letzte Wort, und um mich zu vergieren, rein um mich zu vergieren, hat er mit seinem langen dünnen Daumen über die Schulter weg nach dem Markt gezeigt und gesagt: „Wenn uns man inzwischen Kollege zur Wehlen nicht die Kundschaft wegknabpt — da nimmt immer einer dem anderen die Lir aus der Hand, und drei neue Schreiber sind seit dem Ersten eingestellt! Da liegt der Hase im Pfeffer, Mamsell Katrin!“ Dazu hat er sich an seine Kartoffelnase gefaßt und mich angewinkelt, als wollt er fragen: Na, merkst du was?! Na, ich hab' ihm meine Meinung gesagt und ihn gründlich ausgelacht. Dieser Babommel! Er kann's nicht lassen, mir mit irgendetwas in die Quere zu kommen — wo er doch weiß, ich kann so'ne Anspielungen durchaus nicht vertragen. Als ob ich nicht durch Schneiders hörte, wie neidisch Herr Dr. zur Wehlen auf unseren Herrn is, weil alles zu ihm läuft und jeder fette Sappen hier hängen bleibt!“

„Richter neckt sich doch nun mal zu gern mit Ihnen, Katrin — ich glaube immer, aus Ihnen beiden wird noch mal ein Paar.“

„Nein, gnädiges Frauchen, für'n Bureaudiener bin ich doch zu nicht zu haben — und noch jetzt mit meinen zwölftausend Mark — die langen zu was Höherem.“

„Seit wann sind Sie denn Kapitalistin, Katrin?“

„Ach, noch nicht, aber meine Tante Kolberg kann

ja nu nicht mehr lange machen, und dann erbe ich doch alles.“

„Das ist ja nicht zu verachten. Von den Aussichten haben Sie ja nie etwas gesagt.“

„Was lohnt davon zu reden, ehe es so weit ist. Wenn ihre einzige Tochter nicht vor zwei Jahren gestorben wäre, hätte ich ja nie etwas davon gesehen.“

„Haben Sie schlechtere Nachrichten von der Tante?“

„Ja. Anna Pletten schrieb heute, daß es jeden Tag zu Ende gehen kann. Ich wollt' schon mit Herrn Doktor sprechen, daß er alles in die Hand nehmen möchte, ich versteh doch von alledem nichts, mit dem Geldunterbringen und so. Nein, aber hören Sie bloß, wie schön unser Herr spielt! Ach du mein Gott, wenn ich das so hör', dann fallen mir immer alle meine Sünden ein . . . dann wein' ich wie'n Schloßhund, so schön is das — ich wünschte, er spielte den ganzen Tag.“

„Haben Sie denn so viel Sünden auf sich geladen, Katrin?“ lachte Dina.

„Ach Gott, na, wenn auch das nicht, aber man sagt doch so, wenn man es vor Nührung gar nicht aushalten kann; es rührt so, wenn der Herr spielt, so, als ob er dann so todtraurig is, und er is doch immer so vergnügt und will, daß alles um ihn 'rum vergnügt is, ach Gott ja, es is zu schön auch all! Unsere Kinder sind doch nu ganz und gar nicht musikalisch. Ich muß immer denken, wie sonderbar das doch is, wo Sie, gnädiges Frauchen, doch auch so sehr schön singen!“

Dina, in deren Augen vorhin schon die Tränen gestanden hatten, mußte jetzt lachen: „Susi scheint doch etwas geerbt zu haben, sie singt nach, was sie hört.“

„Aber nicht richtig! Da hab' ich wohl aufgepaßt, sie singt immer so dicht dran, aber dann mit einem Mal singt sie ihre eigene Melodie weiter und lauter Kraut und Rüben. Und nu erst Gerd, du meine Zeit! Der hört gar nicht erst zu, wenn man ihm was vorsingt, und macht immer lalalala auf demselben Ton! Nein, nein, es liegt nicht drin, schade!“

Dann wurde schweigend weiter gepackt, als wolle man die herrliche Musik nicht stören, die zu den Frauen träumerisch herüberlagte, so todtraurig, wie aus einem zerrissenen, todwunden Herzen.

Wenn eine kurze Pause eintrat, horchten sie auf, als ob sie dächten: jetzt kommt etwas Freudiges, daß es allen in den Gliedern kribbelt, daß sie mitrasen und mitjubeln möchten und nicht stille sitzen können; aber nein, es blieb so, eine Schwermut löste die andere ab.

Endlich mitten in einem Satz, brach das Spiel ab. Ein Klient war erschienen, das Geschäft wurde wieder flottes.

Dina hatte freudig aufgeatmet. Sie hatte Herbert bei Tisch bitten wollen, doch nur nicht wieder während der Sprechstunden zu geigen, da sonst die ganze Nachbarschaft erfuhr, daß seine Praxis plötzlich stille stehe. Aber nun sagte sie nichts davon, als Herbert ganz heiter seine Suppe aß und sich erkundigte, ob ihr Koffer gepackt sei.

„Papa Lauter fährt nun also bestimmt mit?“

„Ja, und rate mal, wer noch?“

„Mutterchen etwa?“ rief Herbert.

„Nein, ihr Gestranger erlaubt es nicht!“

„Die Frau Kommerzienrat vielleicht?“

„Bewahre! Sie ist viel zu leidend!“

„Nu, wer also?“

„Tante Mademoiselle!“

„Alle Wetter, die Besson!“

„Gabriele hat sich die Finger abgeschrieben und Otto so lange depechiert, bis sie sich endlich entschlossen hat. Es wird solch ein Zug werden, all ihre Wichtigkeit und Aufgeregtheit, und was sie zu bewundern haben wird, die gute, alte Person!“

„Dann rate du nun mal, wer außerdem noch mitgeht?“

„Das wüßte ich freilich nicht . . .“

„Ich gehe mit!“

„Du, Herbert! Das wäre schön, aber . . .“

„Gar kein aber . . . ich fahre mit. Augenblicklich geht es, es ist stille Zeit. Vier bis fünf Tage kann ich ganz gut fort; was da vorliegt, kann Brenkmann und Bet Henle besorgen, und wer mich sonst braucht, kann warten, bis ich wiederkomme. Also packe auch meinen Koffer, den Kleinen grauen. Es freut dich wohl gar nicht mal, Mausl, was?“

„Aber ich bin ganz starr vor Staunen und Freude. Ohne dich wäre ich mir ja doch so verloren vorgekommen! Und wie das Otto freuen wird und Papa . . .“

Sie stand auf und küßte ihren Mann, und in all der Sonne, die wieder im Hause war, wagte sie es, beim Kaffee leise anzutippen: „Du, Herbert, der Wehlen soll ja solch einen Aufschwung nehmen . . . bei Weiskners wurde neulich davon gesprochen; sie meinten, du würdest an ihm nun doch einen argen Konkurrenten haben . . . ist das wahr?“

Herbert lachte: „Mühe genug gibt er sich, aber Konkurrent? Lieber Gott . . . alles so'n Kleinzeug hat er . . .“

„Ich dachte nur, weil du sagtest, du hast stille Zeit. Das hat es doch sonst nicht bei dir gegeben.“

Dina fürchtete schon zu viel gesagt zu haben und daß Herbert ungeduldig werden könnte.

Aber er blieb ganz ruhig, spielte mit Gerd, der seinen Kuchlein in Papas Kaffee stippte und ihm abzuheißeln gab, und sagte zögernd: „Das ist mal unheimlich, Rindchen . . . mache dir nur nicht etwa gleich wieder Gedanken darüber. Es kommt auch nicht immer darauf an, daß das Wartezimmer voller Leute ist . . . die Menge macht's nicht immer. Ein Fall bringt mir gemeinhin mehr als Wehlen drei Duzend Wagatellen. Unserm Neugeborenen kam eine Offerte vom Kollegen Wehlen, er lehnte aber ab, um bei mir zu arbeiten, weil ihn der „Kram“ bei Wehlen nicht interessierte — das weißt du doch.“

„Ja, Affessor Henle! Der brächte es doch nicht übers Herz mir untreu zu werden!“ lachte Dina, längst wieder bekehrt, an den guten Stern ihres Mannes zu glauben.

Der Kommerzienrat schien nicht sonderlich begeistert zu sein, als Herbert sich als Überraschung mit auf dem Bahnhof einstellte.

Auch „die Besson“ nahm eine ganz eigentümlich ablehnende Haltung an, so galant sich Herbert ihr unterwegs auch erwies.

Er merkte bald: die beiden hatten die Orgel-Angewissare auf dem Herzen und taten sich nur Dinas wegen Zwang an, nicht feindselig-ausfallend zu werden.

Herbert tat ihnen aber nicht den Gefallen, sie zu verstehen. Er wurde immer lebhafter, immer heiterer und liebenswürdiger, je mehr sie sich von Hinf-Gilgeln entfernten.

Tante Mademoiselle war denn auch schon einigermaßen hingekommen, als man in Frankfurt den Zug verließ, aber Ludwig Lauter behielt seine eifrige, geringläufige Miene dem Schwiegerohn gegenüber bei.

Alles gute, freundliche Einvernehmen von der gemeinsamen Sommerreise war dahin. Und als man am dritten Abend nach Ottos und Gabriels Hochzeitsstag, der in seinem Kreise bei gutem Frühstück sehr gemüthlich und friedlich verlaufen war, aus dem Stadttheater kam, wo man zum ersten Male das junge Ehepaar zusammen in ersten Rollen auf den Brettern sah, gab es im Hotel noch ein weniger erfreuliches Nachspiel.

Der Kommerzienrat konnte nicht darüber hinweg, daß sein Ältester zahlendem Publikum etwas vorgegaukelte, daß seine Enkel seines Namens als „Gaufler-Kinder“ in die Welt kommen sollten. Der Großkaufmannsstoß stieg noch einmal ganz hoch in ihm. Beim Nachtessen entlud sich seine gekränkte Seele und schleuderte die schwersten Vorwürfe gegen Herbert. Der war an allem schuld!

Herbert verhielt sich all diesen sehr ungerechten Vorwürfen gegenüber taktvoll ruhig, und nur einmal entfuhr ihm etwas wie „kleinräumige Auffassung des Lebens und seiner heutigen Werte“. Im übrigen begnügte er sich damit, achselzuckend seine Teller zu leeren.

Dina sah sich veranlaßt, ihren Mann in Schutz zu nehmen, und auch Tante Mademoiselle warf erregt dazwischen: „Meine liebe Kommerzienrat, besser eine gute Kommödiant als eine schlechte Kaufmann oder eine durchbrennende Rechtsanwält! In meine Frankreich wir sein stolz auf eine große Künstler in die Familie, mehr als auf eine Kaufmann oder eine durchbrennende Rechtsan . . .“

Herbert lachte laut auf: „Tante Mademoiselle, was soll denn der zweimal durchbrennende Rechtsanwält? Ich muß doch sehr bitten, meinen Stand . . .“

„Ach was, die Rechtsanwält brenne alle mal durch, entweder mit ander Leut' Geld oder mit ander Leut' Frau, aber durchbrenne müßte sie, wie es scheint!“

„Oho! Na, es ist nur gut, daß ich von Ihnen keine Kapitalien in Händen habe, sonst hätten Sie keine angenehme Nachtruhe, Tante Besson“, scherzte Herbert, in dessen Gesicht doch eine kleine Röte gestiegen war.

„Mein lieber Herbert (sie sagte natürlich Erbert), du wirst nicht durchbrenne mit ander Leut' Geld, weil du hast genug und eine reiche Schwiegerpapa, und zum Zeichen, daß ich das so mein', werde ich dir bringe eine kleine Kapital, was man mir hat gekündigt. Ich weiß nicht, was damit am besten anfangen, es gut zu veranlassen.“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die heilige Barbara als Schutzpatronin der Artillerie. Vor einigen Jahren berichtete ein in einer norddeutschen Stadt erscheinendes Blatt, daß das Artillerie-Regiment, das dort seinen Standort hatte, am 4. Dezember eine Barbareifeier veranstaltet habe, bei der es barbarisch lustig hergegangen sei. Es handelte sich hierbei keineswegs um eine Vorahnung des Schimpfwortes „Barbaren“, mit dem unsere Feinde, ja sogar die Russen, im Laufe dieses Weltkrieges unsere tapferen Truppen in der ausgiebigsten Weise bedenkten, sondern nur um einen Druckfehler: das in Rede stehende Artillerie-Regiment beging in altübertragener Weise, wie alle deutschen Artillerie-Regimenter es tun, am Gedenktag der heiligen Barbara, der auf den 4. Dezember fällt, seine Barbareifeier. — Die Heilige, eine wunderbar schöne Jungfrau, die nach einer Version im Jahre 240, nach einer anderen im Jahre 306 in Nikomedia in Kleinasien durch die Hand des eigenen Vaters den Märtyrertod erlitt, ist auf eine merkwürdige Weise zu dem Patronat über die Artillerie gelangt. Sie war ohne Wissen ihres Vaters, der streng am heidnischen Kultus festhielt, zum Christentum übergetreten. Als der Vater dies erfuhr, sperrte er seine Tochter bei Wasser und Brod in einem Turmfestlein ein und ließ sie dort sogar eine Zeitlang mit dem Kopfe nach unten an den Füßen aufhängen. Als alles nichts half, geigte der Vater die Tochter bei dem

Präfecten an, und dieser ließ sie zum Tode verurtheilen. Niemand aber fand sich, um das Todesurtheil an der schönen Jungfrau zu vollstrecken. Da erbot sich der unmenschliche Vater, sein eigenes Kind zur Strafe für den Abfall von dem alten Götterglauben zu enthaupten, und er verübte wirklich die graufige That. Da fuhr, wie die Legende erzählt, ein Blitzstrahl vom Himmel nieder und tötete den grausamen Vater. Dieser Blitzstrahl bildete die Veranlassung dazu, daß die heilige Barbara später bei Gewittern angerufen wurde. Nach der Erfindung des Pulvers wurde dieses zunächst zu Sprengungen in Bergwerken verwandt; da es hierbei Licht und Donner gibt, machten die Vergleiche die heilige Barbara, die Gewitterheilige, zu ihrer Schutzpatronin, und ihrem Beispiel folgte dann später die Artillerie in Spanien. Dem spanischen Beispiel folgten die Artilleristen anderer Länder, und so kommt es, daß noch heute in Staaten, die eine vorwiegend katholische Bevölkerung aufweisen, der Barbaratag von der Artillerie offiziell festlich begangen wird. Auch die deutsche Artillerie hält an der Barbarafest fest, wenn auch der Festtag der Heiligen für sie selbstverständlich kein offizieller Feiertag ist. In Spanien, Frankreich, Italien, Oesterreich usw. findet man das Bild der heiligen Barbara vielfach an Artilleriekasernen, Zeughäusern und Festungsthürmen;

die meisten Artilleriekasernen heißen Barbara-Kasernen, und so manche Festung hat ihren Barbaraturm. Auf den spanischen und französischen Kriegsschiffen führt heute noch der Name, in dem das Pulver verwahrt wird, seinen Namen der heiligen Barbara zu Ehren. In der Sainte Barbe des französischen Kriegsschiffes „Liberté“ explodirte vor einigen Jahren im Hafen von Toulon das ominöse Pulver B, dessen Entzündung in einem einzigen Augenblick das stolze Kriegsschiff vernichtete und viele Hunderte französischer Seefoldaten ums Leben brachte. . . . In vielen Offizierskasinos der deutschen Artillerie-Regimenter prangt an bevorzugter Stelle ein großes Bild der heiligen Barbara, meist umrahmt von den Sinnbildern der Artillerie: Kanonenrohren, Geschützkegeln, Bomben und Granaten. In den meisten Fällen handelt es sich um eine Nachbildung des berühmten Gemäldes der Heiligen von Palma Vecchio, dessen Original sich in der Kirche Santa Maria Formosa in Venedig befindet. Dieses Bild hat den bekannten schwäbischen Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer in das höchste Entzücken versetzt. Der Held seines berühmten Romans „Aus einer“ feiert in seinem Tagebuch die stolze Barbara-Gestalt des Palma Vecchio als eine „Siegerin über alles Wilde“, an deren Anblick er täglich eine neue Freude hatte.

Gartenbau & Blumenpflege.

* Monatskalender.

Gemüsegarten: Rigolen der Bänderreien. — Umarbeiten und Neuanlagen der Komposthaufen. — Auslesen des angefaulten Gemüses in den Überwinterungsräumen. — Reinigen der Sämereien. — Obstgarten: Düngen, Ausputzen und Reinigen der Obstbäume. — Entfernen und Verbrennen der Raupennester. — Ausbessern der Einzäunungen und Spaliere. — Instandsetzen der Gerätschaften. — Piergarten: Beschneiden und Auslichten der Baum- und Gehölzgruppen. — Ausroden alter, abgängiger Bäume oder solcher Bäume, die zu viel Schatten für den Unterwuchs geben. — Auswerfen von Gruben für eine Baumpflanzung im Frühjahr. — Ausbessern von Rauten, Ruhebänken und sonstigen baulichen Einrichtungen des Gartens. H.

* Die Winterhärte der Rosen.

Sobald die ersten Fröste Mitte bis Ende November anziehen, fürchten ängstliche Gemüther für ihre Lieblinge und glauben, es sei um sie geschehen, wenn sie bei 5 Grad Reaumur ohne Decke im Freien gestanden. In Wirklichkeit besitzen die meisten unserer Gartenrosen eine viel größere Widerstandsfähigkeit gegen Frost, als bekannt ist. Ihre Härte hängt von gewissen Umständen ab. Vor allem muß das Holz gut ausgereift sein. Da die Edelrosen bis lange in den Spätherbst hinein weiter wachsen und vereinzelt blühen, werden die obersten Triebenden selten verholzen. Diese weichen Triebe erfrieren leicht, aber das schadet nichts, da sie doch beim erforderlichen Rückschnitt entfernt werden. Ein gutes Ausreifen des Holzes erzielt man nach trockenem, warmem Sommer, bei sonniger Lage und durchlässigem Boden. Durch langes Stehenlassen im Freien wird dasselbe ebenfalls gefördert, während umgekehrt, durch zu frühes Einlegen in den Boden bewirkt wird, daß vieles Holz abstirbt. Sehr früh eintretender starker Frost im Oktober kann größeren Frostschaden verursachen, aber nur deshalb, weil das Holz noch zu weich und zu wenig ausgereift ist. Diese Erscheinung ist aber selten.

Nach meinen Beobachtungen vertragen unsere meisten Edelrosen eine Kälte von 10 bis 12 Grad Reaumur ohne jeden Schutz, viele Sorten leiden aber selbst bei weiterem Sinken des Thermometers nicht. Ganz sichere Anhaltspunkte kann man natürlich nicht geben. In unseren Breitengraden gelten als vollständig winterhart und können ohne jeden Winterschutz angepflanzt werden: die Schlingrosen, die Rosa Rugosa-Hybriden, die meisten Remontant-Sorten, die Centifolien. Dazu kommen noch alle die vielen Abarten von Wildrosen, die schon durch ihren strauchartigen Wuchs leicht erkennbar sind. Sehr hart sind die Rosen der Pernetiana-

Klasse, viele Thea-Hybriden, die Polyantharosen. Regelmäßigen Winterschutz verlangen die meisten Thea-Rosen und alle Monatsrosen. Starkwüchsige Sorten sind im allgemeinen härter als schwachwüchsige. Hochstammrosen sind empfindlicher wie Wurzelhalsveredlungen. Bei letzteren genügt meist ein Anhäufeln des Stodes, um ein Erfrieren zu verhüten. Zweifellos würde sich in manchen Wintern ein Schutz erübrigen, es läßt sich die Kälte aber nicht voraussehen. In vielen Fällen erweist sich somit das Decken der Rosen als rein vorbeugende Maßregel, an der man aber doch unbedingt festhalten soll.

Wenn wir trotzdem erleben, daß jedes Frühjahr unsere Rosenbeete Lücken aufweisen, so hat dies seine Hauptursache in der an und für sich geringen Lebensdauer vieler Rosensämme. Viele Rosensorten fangen schon 1 bis 2 Jahre nach der Anpflanzung an zu kränkeln und ein schwaches Wachstum zu zeigen. J. B. die alte Lieblingsorte La France. Solche Stöcke sind natürlich wenig widerstandsfähig und sterben ab, ohne daß man die Kälte allein dafür verantwortlich machen könnte. H.

* Ein neues Bewässerungsverfahren für Topfpflanzen.

Von Karl Reitzberg (Wandsbek).

Das bisherige Bewässerungsverfahren für Topfpflanzen, bei dem bekanntlich in größeren oder geringeren Zeitabständen eine nach Gutdünken bemessene Menge von Wasser einfach auf die Oberfläche des Erdballens gegossen wird, hat die folgenden unbestreitbaren Nachteile:

1. Die Wurzeln werden durch das gewaltsam nach unten dringende Wasser in einer ihnen nicht zuträglichen Weise bespült.
2. Die die Wurzeln umgebenden Erdbtheilchen erleiden eine fortwährende Veränderung ihrer Lage, die oftmals sogar eine Bloßlegung der Wurzeln zur Folge hat.
3. Der Feuchtigkeitsgehalt des Erdballens ist in fortwährenden Schwankungen begriffen.
4. Das Innere des Erdballens und damit die Wurzeln werden nicht zu vermeidenden plötzlichen Temperaturunterschieden ausgesetzt.
5. Mit dem durch das im Boden des Topfes befindliche Abflußloch abfließenden überschüssigen Wasser wird ein großer Teil der in der Erde enthaltenen Pflanzennährstoffe abgeführt und daher den Pflanzen entzogen.
6. Die Erde ist leicht dem Versauern bezw. der Fäulnis ausgesetzt.

Bei dem neuen Verfahren werden alle diese Nachteile dadurch vermieden, daß das Wasser dem Erdballen nicht direkt

sondern durch die porösen Wandungen des Topfes hindurch allmählich und ununterbrochen zugeführt wird. Dies wird dadurch erreicht, daß man einen allseitig dichten, also loslosen, gut porösen Blumentopf verwendet und diesen in ein zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefülltes Übergäß stellt.

Die Sache ist also an und für sich außerordentlich einfach und eigentlich recht naheliegend; der damit erzielte Erfolg ist dafür auch um so größer. Es dürfte wohl ohne weiteres einleuchten, daß eine derart ununterbrochene, zarte und gleichmäßige Bewässerung, wie sie im Freien nicht einmal die Natur bietet, äußerst günstig auf das Wachstum und Gedeihen der Pflanzen einwirken muß.

Ich will jedoch bekennen, daß ich ursprünglich gar nicht die Absicht hatte, mit meinem Verfahren schönere Pflanzen erzielen zu wollen, sondern mich leitete lediglich der Gedanke, das viele Arbeitskräfte erfordernde und zeitraubende Begießen jedes einzelnen Pflanzentopfes in den Gärtnereien durch ein anderes Verfahren zu vereinfachen. Dies wird ja denn auch dadurch erreicht, daß man eine große Anzahl gleichartiger Pflanzen in ein- und demselben Wasserbehälter unterbringen kann.

Bei meinen praktischen Versuchen stellte sich nun sehr bald heraus, daß die neue Bewässerungsweise nicht nur ihren eigentlichen Zweck vollkommen erfüllt, sondern außerdem noch ein bedeutend üppigeres Gedeihen der Pflanze, sowohl in der Blüte als auch insbesondere bezüglich des Laubes, bewirkte. Es trat sogar bei älteren Pflanzen bei Anwendung des neuen Verfahrens nach kurzer Zeit eine augenfällige Verbesserung der Weiterentwicklung zutage. Aber hiermit nicht genug, im Lauf der Zeit machte ich dann noch die für die Pflanzenzucht äußerst wertvolle Entdeckung, daß bei dem neuen Bewässerungsverfahren die Erde niemals versauert oder schlecht wird, und zwar selbst bei dauernder starker Überwässerung nicht. Diesen Umstand zu erklären, bleibt natürlich der Fachwissenschaft vorbehalten, ich beschränke mich deshalb hier darauf, lediglich die Tatsache anzuführen.

Es ergibt sich nun für den Gärtner der bedeutende weitere Vorteil, daß er nicht mehr zur Vermeidung des Versauerens der Erde umzupflanzen braucht, sondern die jungen Pflänzlinge gleich in die für den Verkauf der Pflanzen bestimmten Töpfe einsetzen kann, wie ich es bei meinen Versuchen stets mit bestem Erfolg getan habe. Des ferneren hat das Verfahren für Gärtner noch den nicht zu unterschätzenden Vorteil einer großen Wasserersparnis, da kein Wasser ungenutzt verloren geht. Endlich gestattet das Verfahren die Wasserzuführung zum Erdballen nach dem jeweiligen Bedürfnis der Pflanzen mit Leichtigkeit und Sicherheit zu regeln, da jede Veränderung des Höhenstandes des den Pflanzentopf umgebenden Wassers auch den Feuchtigkeitsgehalt des Erdballes entsprechend beeinflusst.

Ich habe bei meinen praktischen Versuchen im Lauf der Zeit herausgefunden, daß im allgemeinen die Pflanzen dann die ihnen zuzugende Menge an Wasser erhalten, wenn die Oberfläche des Erdballes nur ein wenig feucht erscheint. Wenn man dies beachtet, dann hat man stets die Gewißheit, daß der Erdballen noch einen von den Pflanzenwurzeln nicht aufgebrauchten geringen Überschuß an Feuchtigkeit besitzt, der an die Oberfläche tritt und dort verdunstet.

Wenn nun zu diesem Bewässerungsverfahren noch die gärtnerische Kunst hinzukommt, die bei meinen Versuchen natürlich nicht in Frage kam, so werden zweifellos noch ganz andere Erfolge erzielt werden, als ich sie bisher aufzuweisen hatte. Ich habe die Pflanzen weder gedüngt, noch sonst irgend etwas zu ihrem besseren Gedeihen getan, sondern habe sie einfach in die Wasserbehälter gestellt und sie wachsen lassen, wie sie wollten. Lange Zeit habe ich nicht einmal gewußt, wie viel Wasser die einzelnen Pflanzen überhaupt benötigten. Da ferner meine Ansicht hierüber häufig wechselte, wurden die Pflanzen einmal überwässert und ein andermal wieder zu trocken gehalten; sie waren daher lediglich Versuchsobjekte. Daß die Pflanzen nun hierbei doch nicht eingingen, sondern sich ausnahmslos auffallend schön entwickelten, dürfte gewiß für den Wert dieses Bewässerungsverfahrens sprechen. Besondere Pracht entfalteten verschiedene Sorten Sommerpflanzen, die ich in meinem Garten in einem primitiven Gewächshäuschen gezogen habe, obgleich ich darin dem voneinander abweichenden Bedürfnis der einzelnen Pflanzenarten

in Bezug auf Sonne, Schatten und Lüftung naturgemäß nicht gerecht werden konnte.

Nach meinen Erfahrungen ist bei Anwendung des neuen Bewässerungsverfahrens ein Mißerfolg durch Verkümmern der Pflanzen selbst bei Laien ausgeschlossen, und daher bin ich überzeugt, daß das Verfahren auch in der privaten Pflanzenzucht allgemein Eingang finden wird, so daß der unschöne Anblick verkümmelter Pflanzen vor den Fenstern der Wohnungen dann zu den Ausnahmen gehören wird. Ich bin um so mehr hiervon überzeugt, als bei einer einzelnen Pflanze die Anwendung des Verfahrens nicht die geringsten Schwierigkeiten bietet, sondern im Gegenteil die Pflege der Pflanzen sehr bequem gestaltet wird und viel weniger Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit als bisher erfordert; die Hausfrauen werden daher die Neuerung gewiß mit Freuden begrüßen. Die bei Zimmerpflanzen als Übertöpfe verwendeten Hiertöpfe würden dann selbstverständlich gleichzeitig als Wasserbehälter dienen, es käme also lediglich die nur geringe Kosten verursachende Beschaffung der inneren Blumentöpfe ohne Abflußloch in Betracht. Auch bei einer längeren Abwesenheit vom Hause ist das Verfahren von höchstem Wert. Wenn man seine Pflanzen in solchem Fall in einem genügend großen Wasserbehälter, z. B. in einer Waschwanne, unterbringt, so kann man wochen-, ja monatelang verreisen, und man wird bei der Rückkehr seine Pflanzen im schönsten Flor wieder vorfinden. Demgemäß wird sich vielleicht die private Pflanzenzucht mit diesem Verfahren zu einer allgemeinen Liebhaberei ausbilden. Dies würde aber naturgemäß wieder ganz bedeutend zur Hebung des gewerblichen Gärtnereibetriebs beitragen, wie mir auch mehrfach von fachmännischer Seite versichert worden ist.

Diese Ausführungen verfolgen vor allem den Zweck, dazu anzuregen, die Zweckmäßigkeit des neuen Bewässerungsverfahrens nachzuprüfen, denn ich bin mir wohl bewußt, daß jede Neuheit zuerst mehr oder weniger auf Zweifel und Einwendungen stößt. Bekanntlich hat jeder Handelsgärtner seine eigenen Spezialitäten, deren Gedeihen ihm besonders am Herzen liegt. Die Aufzucht schon einiger weniger dieser Pflanzen nach dem beschriebenen Verfahren wird einen einwandfreien Beweis von seinem Wert liefern. Man bedarf dazu nur einiger gewöhnlicher, gut poröser Blumentöpfe ohne Abflußlöcher und eines oder mehrerer Wasserbehälter. Die Töpfe müssen indessen möglichst fehlerlos sein, insbesondere müssen sie allseitig dicht sein, dürfen also keine Risse oder Sprünge aufweisen, was ja durch Klopfen des Topfes leicht festzustellen ist. Beim Eintopfen der Pflanzen ist noch zu beachten, daß die Erde in die Töpfe fest eingedrückt und darauf gut angegossen wird, da die selbsttätige Bewässerung erst eintritt, nachdem Wand und Boden des Topfes vollständig vom Wasser durchzogen sind.

Für die gewerbliche Anwendung des Verfahrens sei schließlich noch bemerkt, daß es bereits zum Patentschutz angemeldet ist, und daß die zu verwendenden loslosen Töpfe schon unter Gebrauchsmusterschutz stehen.

* * *

Das richtige Überwintern der Hortensia verbürgt im nächsten Jahre auch einen neuen reichen Blütenflor. Zunächst lasse man sie solange es die Witterung noch zuläßt, im Freien, damit die Verholzung der Triebe gut vor sich geht. Ist das geschehen, dann fallen die Blätter ab und nun stelle man die Pflanzen in einen dunkeln trockenen Keller, in dem jedoch die Temperatur niemals unter den Gefrierpunkt sinkt. Man halte in diesem die Pflanzen fast trocken, gebe also nur ganz selten etwas Wasser.

Die Hauben lieben als Überwinterungsraum ein helles, kühles Zimmer oder einen hellen trockenen Keller. Man halte sie nicht zu feucht, lasse sie aber auch niemals ballentrocken werden. Im Frühjahr pflanze man sie regelmäßig um, wobei man ihnen neue Erde gibt und alle faulen Wurzeln entfernt.

Ein Mittel zu schöner Entfaltung der Zwiebelgewächse, wie Hyazinthen, Tulpen, Arokusse, Maiglöckchen usw. sei nachstehend angegeben: In Fluß- oder Regenwasser löst man 8 Teile Salpeter, 2 Teile Kochsalz und 1 Teil Pottasche auf. Von dieser Mischung gibt man bis zu 10 Tropfen in das Wasser, wenn die Hyazinthen auf Gläsern stehen. Bei Topfgewächsen gießt man die gleiche Menge in die Unterseher. Man wird bei der Blüte eine regelmäßige, kräftige Entfaltung beobachten können.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet.